

Alois Niederstätter

Die Bodenseeregion – Raum ohne Grenzen?

*Der Bodensee trennt nicht, sondern er eint,
er verbindet die Länder an seinen Ufern,
die gesegnet sind durch Natur und Kultur.*

Johannes Duft, Gelehrter und Stiftsbibliothekar zu St. Gallen (1915–2003)

Im Herbst des Jahres 1868 kamen in Friedrichshafen 70 Männer und zwei Frauen – unter ihnen Juristen, Lehrer, Ärzte, katholische wie auch evangelische Geistliche, Kaufleute (also klassisches Bildungsbürgertum), aber auch Aristokraten zusammen, um den Verein für die Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung aus der Taufe zu heben. Die Gründung solcher Sozietäten war damals keine Seltenheit. Die markante Eigenart des Bodenseegesichtsvereins bestand – und besteht (es gibt ihn ja noch immer) – aber darin, dass seine Initiatoren nicht wie sonst üblich Bezug auf bestehende Grenzen nahmen, sondern die Ufer des Bodensees zum Objekt ihres geschichtlichen und naturkundlichen Interesses machten.

Warum? Es galt offenkundig, das Augenmerk auf eine Entität zu richten, deren reale oder auch nur postulierte Gemeinsamkeiten bedroht erschienen. Die staatlich-administrative Ordnung der Region bestand damals seit nicht viel mehr als einem halben Jahrhundert. Die 1848er-Revolution, deren nationale Komponente heute gerne unter den Teppich gekehrt wird, und die Gründung des modernen Schweizer Bundesstaates im Gefolge des Sonderbundkriegs lagen gerade einmal zwanzig Jahre zurück, die Schlacht bei Königgrätz, die Österreich aus Deutschland aussonderte, zwei Jahre und bis zur Ausrufung des Deutschen Reiches unter preußischer Führung sollte es nur mehr drei Jahre dauern.

Mit seiner grenzübergreifenden Ausrichtung begab sich der neue Verein, der schon bald 600 Mitglieder rund um das Gewässer zählte, in einen offenkundigen Widerspruch zu den wirkmächtigen Geschichtserzählungen, welche die Herausbildung der modernen Nationalstaaten und ihrer Grenzen als zielgerichteten, notwendig so und nicht anders verlaufenden historischen Prozess erklärten.

Heute sieht sich die Historiographie in aller Regel nicht mehr als Hüterin nationalen oder regionalen „Eigen-Seins“ (oder: Eigensinns), nicht mehr als Verteidigerin von Grenzen. Sie gibt vielmehr vor zu wissen, dass die modernen Staats- und Ländergrenzen sich nur selten mit historischen Bezugfeldern decken, spricht von Integration und Desintegration, beschäftigt sich mit Raumbildung unter verschiedenerlei Gesichtspunkten, mit der graduellen Intensität der Scheidelinien. Dass die höchsten Zäune oft die sind, die nur in den Köpfen existieren, ist freilich auch für Nicht-Geisteswissenschaftler eine alltägliche Erfahrung.

Daneben aber schreiben Historiker nach wie vor Staats- und Landesgeschichten – meist als Auftragsarbeiten zu Jubiläen – und bedauern allenfalls im Vorwort die räumlichen Vorgaben. Selbst das, was unter dem Begriff „Regionalgeschichte“ geforscht und publiziert wird, ist meist an gegenwärtigen Verwaltungseinheiten orientiert. So kann der Interessierte auf Geschichten Vorarlbergs, des Kantons St. Gallen, eine Appenzeller Geschichte usw. zurückgreifen.

Dagegen gibt es bislang nur einen einzigen Versuch einer historischen Zusammenschau der Bodenseeregion – nicht mehr taufisch, nämlich aus den Fünfzigerjahren des 20. Jahrhunderts und mit einem klaren politisch-ideologischen Hintergrund verfasst.

Ihr Autor, der damalige Konstanzer Stadtarchivar Otto Feger, hatte nach dem Zweiten Weltkrieg das Konzept einer autonomen, dezentral organisierten „Schwäbisch-alemannischen Demokratie“ propagiert, einen „Heimatstaat“, der Baden, Württemberg, Hohenzollern und Bayerisch-Schwaben sowie nach Möglichkeit auch Vorarlberg umfassen sollte. Das Elsass und die deutsche Schweiz bezog Feger angesichts der politischen Realität zwar nicht ein, die Eidgenossenschaft sollte aber wenigstens Vorbild in Hinblick auf die subsidiären und demokratischen Strukturen dieses „Heimatstaats“ sein.

Interessanterweise kommt auch die moderne Geschichtsschreibung kaum jemals ohne den Begriff der „natürlichen Grenzen“ aus. Sie reflektiert dabei in der Regel nicht, dass deren Definition anhand topographischer Gegebenheiten ein frühneuzeitliches, auch mit der Rezeption des Römischen Rechts verknüpftes Konzept ist. Man könnte sagen, dass der ideale politische Raum zunehmend an die Kategorien der physischen Geographie angepasst wurde.

Ein Beispiel: Südlich des Bodensees trennt der Alpenrhein heute Österreich und die Schweiz bzw. das Fürstentum Liechtenstein und Schweiz. Die Grenzlinie, durch die Flusskorrekturen wie mit dem Lineal gezogen, ist von den umliegenden Bergen aus deutlich zu erkennen. Links und rechts des Rheins gelten andere Gesetze, andere Währungen, andere Lehrpläne an den Schulen, ist die Verwaltung anders aufgebaut – und vor allem: Man spricht nicht dieselbe Mundart.

Das war freilich nicht immer so. Jahrhundertlang gehörten St. Margrethen (Kanton St. Gallen) links des Flusses und Höchst an seinem Vorarlberger Ufer zusammen – übrigens unter der Hoheit des Abts von St. Gallen. Der Reichshof Lustenau umfasste auch Widnau und Haslach am westlichen Ufer; zu Kriessern gehörte das vorarlbergische Mäder. Der Rheingau wie die sich südlich anschließende rätische Grafschaft erstreckten sich auf beiden Seiten des Stromes. Selbst sprachgeschichtlich war der Rhein mehr Klammer als Grenze. Die Siedlungen links und rechts des Flusses bildeten von der Mündung in den See bis in die Churer Gegend vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert eine eigene deutlich abgrenzbare Dialektlandschaft. Dass sie vom Schwäbischen geprägt war, zeigt den

Einfluss der auf und dem Fluss entlang führenden Verkehrsadern. Dass der Rhein heute über ein weites Stück – aber keineswegs auf seiner ganzen Länge – Staaten trennt, ist Folge verschiedenster historischer Entwicklungen, die so, aber auch ganz anders hätten verlaufen können.

Wir kennen zwar die modernen Grenzen, die die Landschaften um den See auf vier Staaten und acht Länder bzw. Kantone aufteilen. Weniger klar ist indessen, was nun tatsächlich zum Bodenseeraum gezählt werden soll, kann oder darf.

Die von der Bibliothek der Universität Konstanz betreute „Bodenseedatenbank“ erfasst, weitgehend auf der Grundlage moderner Verwaltungseinheiten, folgendes Einzugsgebiet: in Baden-Württemberg die Landkreise Konstanz, Bodenseekreis, Sigmaringen (nur Raum Pfullendorf), Ravensburg, in Bayern den Landkreis Lindau, in Österreich das Land Vorarlberg, in der Schweiz die Kantone St. Gallen, Appenzell Innerrhoden und Ausserrhoden, Thurgau, Schaffhausen sowie das Fürstentum Liechtenstein.

Der Internationalen Bodenseekonferenz, der 1972 gegründeten Plattform grenzüberschreitender politischer Kooperation, gehören darüber hinaus auch der Landkreis Oberallgäu (mit der kreisfreien Stadt Kempten) sowie der Kanton Zürich an. In ihrem Wirkungsbereich leben heute 4,2 Millionen Menschen.

Zöge man das rund 12.000 Quadratkilometer messende hydrographische Einzugsgebiet des Sees als Grundlage heran, würde auch noch die Valle di Lei in Italien dazu gehören. Bodenseewasser trinkt man in Stuttgart und Heilbronn, ja sogar bis hinauf nach Bad Mergentheim und Heidelberg.

Der Geologe, der Geograph, der Namenforscher, der Historiker, der Touristiker, aber auch die Menschen, die in mehr oder minder großem Abstand zum See leben, definieren die Grenzen der Bodenseeregion jeweils anders. Eine allgemein gültige Umschreibung gibt es nicht. Der Konstanzer Historiker Helmut Mauerer sprach daher treffend von den „allenthalben erkennbaren Unbestimmtheiten des zu behandelnden Objekts“.

An dieser Stelle wäre im Grunde auch ein Exkurs über den Begriff „Heimat“ angebracht. Die Ethnologie versteht darunter eine räumlich-soziale Einheit, in welcher der Mensch Sicherheit und Verlässlichkeit seines Daseins erfahren kann, eine „Nahwelt“, die verständlich und durchschaubar ist, der Rahmen, in dem sich Verhaltenserwartungen stabilisieren, in dem sinnvolles, abschätzbares Handeln möglich ist. Heimat setzt also Vertrautheit und gute Kenntnis voraus. Für den Großteil der Mitteleuropäer bedeutet das einen Umkreis von allerhöchstens 50 Kilometern, einen Radius, in dem man sich quasi wie selbstverständlich bewegt und sich vor allem ohne größere Schwierigkeiten orientieren kann.

Was es für die Beziehung zu dieser „Nahwelt“ bedeuten mag, dass von den gut 400.000 in Vorarlberg lebenden Menschen 24 Prozent im Ausland und weitere zehn Prozent in anderen österreichischen Bundesländern geboren sind, wird sich wohl kaum empirisch ergründen lassen.

Bis zum Bau der Eisenbahnen und moderner Straßen bevorzugten die Menschen den Wasserweg: zuvorderst Seen jeglicher Größe, aber auch Fließgewässer, soweit sie zumindest zeitweise mit Kähnen oder Flößen befahren werden konnten.

Zu Wasser von Rorschach nach Lindau, von Konstanz nach Bregenz zu gelangen, war einfacher und nach den Maßstäben der Zeit bequemer als auf dem Landweg. Schon die Heiligen Columban und Gallus sollen zu Beginn des 7. Jahrhunderts mit dem Boot von Arbon nach Bregenz gebracht worden sein. Goethe fuhr, als er 1788 aus Italien zurückkehrte, selbstverständlich mit dem Schiff von Fußsach nach Lindau.

Es ist daher kein Zufall, dass sechs der acht Städte und Märkte, die um 1200 in der Bodenseeregion bestanden, unmittelbar am Seeufer lagen. Dank der Schifffahrt war der Bodensee Drehscheibe des Waren- und Personenverkehrs, Nabe und Nabel für sein Umland. Auch der von den Ravensburger Bürgern im ausgehenden Mittelalter verfolgte Plan, die Schussen von der Mündung bis vor die Tore ihrer Stadt schiffbar zu machen, macht die Rolle des Bodensees deutlich. Noch um die Mitte des 18. Jahrhunderts standen auf ihm 150 große Lastensegler in Verwendung, die zusammen eine Frachtkapazität von etwa 15.000 Tonnen besaßen.

Schifffahrtsordnungen nennen die wichtigsten Routen und die üblichen Güter: Wein, in erster Linie der einheimische Seewein, aber auch Importware, wurde vom westlichen Bodensee ostwärts verschifft. Von Lindau nach Westen gingen Salz und Metallwaren, nach Süden Korn zur Versorgung der alpinen Regionen. Konstanz führte außerdem Leinwand aus, Schaffhausen Leder. Bregenz lieferte in erster Linie Holz nach Westen, sowohl Bretter und Schindeln, vor allem aber Rebstecken.

Am Rande sei erwähnt, dass den Schiffsleuten immer wieder einschärft werden musste, sich nicht über das gebräuchliche Maß hinaus an der Weinfracht zu vergreifen. Es war nämlich deren althergebrachtes Recht, aus den mitgeführten Fässern zu trinken. Zu diesem Zweck führten sie das sogenannte „Stichnäpperli“ mit, ein Instrument, das die Funktion eines Bohrers mit der eines Trinkhalms vereinigte. Nicht selten wurde freilich über Gebühr von diesem Recht Gebrauch gemacht, halb geleerte Fässer füllte man kurzerhand mit Bodenseewasser wieder auf. Mehr oder weniger vollständige Trunkenheit der Besatzungen verursachte nicht wenige Schiffsunfälle. Schließlich wurde das Trinken aus den Fässern gänzlich verboten – aus Sicherheitsgründen, nicht wegen der Qualitätsminderung.

Im europäischen Kontext fungierte der Bodenseeraum, in dem sich wichtige Fernstraßen bündelten, als Schnittstelle zwischen der *Germania* und der *Italia*, den nördlich und südlich der Alpen gelegenen Teilen des Heiligen Römischen Reichs.

Wer, wie die Staufer, im Norden und im Süden mächtig sein wollte, musste den Bodensee fest im Griff halten. Es ist kein Zufall, dass Kaiser Friedrich Barbarossa 1154 mit der Kurie und 1183 mit den Gesandten des lombardischen Städtebundes in Konstanz verhandelte.

Als König Sigismund 1414 die Christenheit zu einem Konzil zusammenrief, um die Kirchenspaltung zu beseitigen, empfahl sich als Tagungsort gleichfalls die Bodenseemetropole – zwar auf deutschem Reichsboden gelegen, aber nahe genug an Italien, gleich gut zu erreichen für Gesandtschaften aus Spanien wie aus Böhmen, aus Schottland wie vom Balkan.

Der Bodensee bildete das geographische und verkehrstopographische Zentrum des Herzogtums Schwaben, das vom Neckar bis an den Alpenhauptkamm, vom Oberrhein bis an den Lech reichte. Zur Diözese des Bischofs von Konstanz, der größten im Heiligen Römischen Reich, zählte fast die ganze deutschsprachige Schweiz, das nördliche Vorarlberg und weite Teile Schwabens.

Bis im Hochmittelalter die Städte auf den Plan traten, hatten die Klöster den See beherrscht, als ältestes St. Gallen, von Othmar 719 an der Stelle der Galluszelle ins Leben gerufen, die Reichenau des hl. Pirmin, 724 auf der gleichnamigen Insel im Untersee gegründet, das Damenstift Lindau, das in der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts ebenfalls auf einer Insel, aber am nordöstlichen Ende des See entstanden war. Während die Reichenau und Lindau unmittelbar am See lagen, so wie später auch Petershausen bei Konstanz und die Mehrerau bei Bregenz, musste St. Gallen seine Lage durch die Schaffung des Hafens Rorschach am Bodensee kompensieren, zumal sich ein nicht unbeträchtlicher Teil seines Güterbesitzes jenseits des Sees in Schwaben befand.

In der ersten Hälfte des 9. Jahrhunderts kam ein weiterer zentraler Ort hinzu: die Kaiserpfalz Bodman, die dem See seinen heutigen Namen *lacus potamicus* – Bodmansee – Bodensee gab. Die Römer hatten ihn *lacus Brigantinus*, den bregenzischen See, genannt. Bei Bodensee blieb es im deutschen Sprachraum, auch nachdem die Pfalz längst wieder ein Bauern- und Fischerdorf geworden war. Für Engländer, Franzosen oder Italiener ist er hingegen der „Konstanzer See“.

Von der Jahrtausendwende an entstanden zahlreiche Städte und Märkte: Konstanz, Lindau, Schaffhausen, Diessenhofen, Stein am Rhein, Überlingen, St. Gallen und Ravensburg bilden die älteste Schicht. Die eigentliche Gründungswelle stand aber noch bevor. Neben den Bischöfen von Konstanz und den großen Klöstern versuchte sich auch der hohe und niedere Adel als Stadtgründer. Am Ende des Mittelalters existierten um

den Bodensee etwa 40 bis 50 Städte. Die Zahl schwankt in Anbetracht der zahlreichen Kümmerformen und der Unsicherheit wo die Bodenseelandschaft ihre Grenze habe.

Der überwiegende Teil der alten geistlichen Städte emanzipierte sich im 13. und 14. Jahrhundert von ihren Stadtherren und erlangte reichsstädtischen Status. Bald schon schlossen diese Kommunen untereinander Bündnisse ab, um ihre Rechte und Freiheiten zu sichern sowie ihren wirtschaftlichen Interessen Nachdruck zu verleihen. Das konnte durchaus auch mit militärischen Mitteln erfolgen, sofern sich Konflikte nicht auf friedlichem Weg lösen ließen.

Es verwundert nicht, dass sich in einer so städtereichen Landschaft keine Großstadt – auch nicht in historischer Relation – entwickeln konnte. Die größten Ansiedlungen waren Konstanz und Ravensburg, die zu ihren besten Zeiten 5.000 bis 6.000 Einwohner zählten, in St. Gallen lebten um 1400 etwa 2.500 Menschen, das Gros der Städte erreichte aber nicht einmal die 1.000-Einwohner-Marke. Ob diese Polyzentralität, die ja heute noch besteht, als Vor- oder als Nachteil zu sehen hängt vom jeweiligen Blickwinkel ab.

Eine politische Einheit, eine Art „Staat“ war die Bodenseeregion indessen nie, wengleich von der Merowingerzeit bis zum Untergang der Staufer in der Mitte des 13. Jahrhunderts das Herzogtum Schwaben, in dessen Mitte der See lag, eine Klammer bildete.

Im ausgehenden 18. Jahrhundert grenzten als voneinander politisch unabhängige Territorien unmittelbar an das Seeufer: die Reichsstädte Lindau, Buchhorn (nachmals Friedrichshafen) und Überlingen, die Besitzungen der Klöster Weingarten, Petershausen, Salem und Feldbach, die des Fürstbischofs von Konstanz mit der Residenz Meersburg, die österreichische Grafschaften Nellenburg, Bregenz und Feldkirch, die österreichischen Städte Radolfzell und Konstanz, die fürstenbergische Landgrafschaft Heiligenberg, die Grafschaft Montfort-Tettnang, das selbständige Reichslehen der Herrschaft Wasserburg, die reichsritterschaftlichen Herrschaften der Freiherren von Bodman, von Ulm-Mittelbiberach-Erbach und von Liebenfels sowie das zur Eidgenossenschaft zählende Südufer des Sees.

Im extrem aufgesplitterten deutschen Südwesten bestanden damals insgesamt etwa 600, teils kleine und kleinste Territorien als selbständige „Staaten“ im losen Verband des Heiligen Römischen Reichs. Auch hier im Hohenemser Palast befindet man sich im Zentrum einer ehemals eigenständigen Reichsgrafschaft, die bis ins frühe 19. Jahrhundert zum Schwäbischen Reichskreis gehörte.

Dass im späten Mittelalter eine tiefe Bruchlinie entstand, die den Bodenseeraum dauerhaft politisch, aber auch mental spaltet, hat freilich nicht nur mit diesen unzähligen Zwergstaaten zu tun, sondern vor allem mit dem habsburgisch-eidgenössischen Antagonismus und den aus ihm resultierenden territorialen Veränderungen.

Während die Habsburger im Verlauf des 12. und 13. Jahrhunderts zur führenden Feudalmacht zwischen Hochrhein und Alpen aufstiegen, bildete sich am Vierwaldstätter See eine Kooperation genossenschaftlich organisierter Talschaftsverbände, die die Reichsunmittelbarkeit anstrebten und allmählich auch erlangten. Als die Einflussphären von Uri, Schwyz und Unterwalden mit jenen der Habsburger zu kollidieren begannen, waren militärische Konfrontationen unausweichlich. Die Folgen sind bekannt: Im Zuge ihrer Expansionspolitik fügten die Eidgenossen österreichischen Heeren am Morgarten (1315), bei Sempach (1386) und Näfels (1388) schwere Niederlagen zu.

Sempach, wo Herzog Leopold III. von Österreich unter den Gefallenen war, wurde nicht nur für die Eidgenossen, sondern auch für Österreich zu einem Symbol. Dort hatten nach offizieller habsburgischer Sprachregelung – aber auch nach gängiger zeitgenössischer Rechtsauffassung – Aufständische ihren legitimen Herrn getötet. Die Schweizer legten sich indessen, um die territorialen Verluste, die sie den Habsburgern zufügten, zu rechtfertigen, ihre Befreiungsmythologie zurecht. Deren Bestandteile – vom Burgenbruch bis zu Wilhelm Tells Apfelschuss – sind hinlänglich bekannt. Auch die weiteren Aktionen gegen die Herzoge von Österreich ließen sich in diese Rechtfertigungsstrategie integrieren.

Die verlorenen Schlachten bedeuteten, obgleich die eidgenössischen Zugewinne beträchtlich waren, keineswegs den Zusammenbruch der habsburgischen Macht im Westen. Insbesondere seit den Neunzigerjahren des 14. Jahrhunderts entwickelten die österreichischen Herzöge beachtliche Aktivitäten, die auf Vorarlberger Boden sowie im linksseitigen Alpenrheintal, aber auch in Schwaben territorial zu Buche schlugen.

Erst die weiteren Auseinandersetzungen im Verlauf des 15. Jahrhunderts – die Appenzellerkriege, die eidgenössischen Feldzüge des Jahres 1415 gegen Herzog Friedrich IV. von Österreich nach dessen Ächtung am Konstanzer Konzil, der „Alte Zürichkrieg“ in den Vierzigerjahren und der Thurgauer Krieg von 1460 – setzten der habsburgische Präsenz auf dem Gebiet der nachmaligen Schweiz nach und nach ein Ende.

Etwa gleichzeitig entwickelte sich in Schwaben eine heftige Antipathie gegen die Eidgenossen. Der Historiographie interpretiert diese sich regelrecht zu gegenseitigem Hass steigende Abneigung als Folge sozialer und politischer Differenzierung und damit als einen Ausdruck der allmählichen Loslösung der Eidgenossenschaft aus dem alten, gesamtschwäbischen Verband.

Die beiderseits gepflegten Ressentiments waren aber auch Fortsetzung des eidgenössisch-habsburgischen Gegensatzes, denn der Begriff „Schwaben“ schloss am Ende des Mittelalters in politischer und sozialer Hinsicht „Österreich“ mit ein – sowohl durch das politische Gewicht des vorderösterreichischen Territorialkomplexes wie

durch die seit der Mitte des 15. Jahrhunderts dauerhaften Verbindung der römischen Kaiserkrone mit dem Haus Habsburg.

1499 steuerte die Polarisierung dem endgültigen Showdown zu. Als zu Beginn dieses Jahres habsburgische Landsknechte die Burg Gutenberg im heutigen Fürstentum Liechtenstein besetzt hielten, während links des Alpenrheins eidgenössische Kriegsscharen lagerten, trieben die Königlichen jene provokanten Späße, die bei den Eidgenossen ihre Wirkung nie verfehlten. Sie riefen den Schweizern „Kuhschweizer“ zu und ahmten das Muhen von Kühen nach. Schließlich schmückten sie einige Kühe als Bräute und forderten die Eidgenossen auf, über den Rhein herüberzukommen, um Hochzeit zu halten.

Diese nun schon traditionelle Schmähung der Schweizer als Kuhbauern oder genauer: als Sodomiten gab den letzten Anstoß zum Ausbruch jener militärischen Konfrontation, die – je nach dem Blickwinkel – als „Schweizer-“ oder „Schwabenkrieg“ in die Geschichtsschreibung eingegangen ist und auf einer Frontlinie, die vom Engadin bis nach Basel reichte, viele tausend Tote gefordert hat.

Hand in Hand mit dem Ausscheiden aus dem schwäbischen Stammesverband lösten sich die Eidgenossen vom Heiligen Römischen Reich, dem sie seit 1648 auch nominell nicht mehr angehörten. Das eidgenössische Ufer geriet damit ebenso in eine Randlage wie der übrige, weiterhin zum Reich zählende Teil.

Ressentiments blieben. Als im Jahr 1655 Graf Karl Friedrich von Hohenems versuchte, seinen Machtbereich auch auf Dornbirn auszudehnen und ein entsprechendes Geschäft mit der österreichischen Landesherrschaft abschloss, erhob sich ein Sturm der Entrüstung gegen diesen Verkauf. Die Dornbirner erklärten, sie wollten lieber schweizerisch oder tot als emsisch sein. Das schmeichelte zwar dem Grafen nicht sonderlich, ist aber auch darüber hinaus interessant. Schweizerisch zu sein, zählte in Vorarlberg noch lange nicht zu den erstrebenswerten Perspektiven.

Selbst in der jüngeren Vergangenheit sollen „Sauschwob“ und „Kuhschweizer“ gebräuchliche Beschimpfungen des jeweiligen Nachbarn gewesen sein. So hatte in den 1990er-Jahren der Präsident des Schaffhausener Wirtevereins mit einem Beitrag in einer örtlichen Tageszeitung eine lebhaftige Diskussion entfacht, indem er unter dem auf den ersten Blick harmlos klingenden Titel „Der Gast ist König“ folgendes von sich gab: „Seit ich mich in Schaffhausen niedergelassen habe, kann ich nicht verstehen, warum so viele Schaffhauser unsere nördlichen Nachbarn, die Bürger aus der Bundesrepublik Deutschland, dermaßen abschätzig behandeln. ‚Sauschwob‘ ist eine oft gehörte Titulierung. Fragt man jemanden nach dem Grund für diese geschmacklose Benennung, so erhält man nie eine plausible Begründung.“ Und der Chef der Lokalredaktion jenes Blattes doppelte wenige Tage später nach, indem er schrieb: „Recht hat er. Es ist zwar unbestreitbar, daß es ‚Sauschwobe‘ gibt – genauso wie es ‚Kuhschweizer‘ gibt –, die sich insbesondere im Ausland wie Rüpel benehmen. Aber es geziemt sich nicht und

entspricht auch der differenzierten Denkweise eines kultivierten Mitteleuropäers nicht, Angehörige irgendeines Stammes pauschal zu verunglimpfen [...].“

Auch nachdem Napoleon den staatlichen Fleckenteppich im Südwesten beseitigt hatte, blieb der Bodenseeraum gespalten. Im Norden und Osten herrschten monarchische Systeme, die dem republikanischen der Schweiz argwöhnisch gegenüberstanden.

Mit der Neuordnung der Diözesanverhältnisse nach politischen Grenzen entfiel die letzte gemeinsame Einrichtung, das Bistum Konstanz – allerdings nur für die Katholiken, denn Reformation, Gegenreformation bzw. Konfessionalisierung hatten längst neue, im Alltagsleben bis in die jüngere Vergangenheit höchst wirksame Zäune geschaffen.

Ebenso schwer wog, dass der Bodensee im Verlauf des 19. Jahrhunderts seine Funktion als Drehscheibe verlor. Das Gewässer mutierte von der Verkehrsfläche zum Verkehrshindernis, das mit Straße und Schiene umfahren werden muss. Aus den Lastschiffen wurden Lustschiffe, vom Fährverkehr abgesehen, dient die Schifffahrt heute in erster Linie touristischen Zwecken. Da die Verkehrspolitik der Anrainerländer stets gesamtstaatlichen Interessen unterlag und noch immer unterliegt, wirkt sich die Randlage des Bodensees negativ aus.

Ob es Zuneigung zu den Schweizer Nachbarn war, die 1919 über 80 Prozent der Vorarlberger für einen Eintritt in die Confoederatio Helvetica stimmen ließ, oder nur der Wunsch, der wirtschaftlichen und ideellen Misere zu entkommen, sei dahingestellt. Es ist aus verschiedenen Gründen nicht dazu gekommen, auch weil in der Schweiz die Bereitschaft begrenzt war, mit einem „Kanton Übrig“ das althergebrachte Gleichgewicht der Konfessionen und Sprachen zu stören.

Zwei Weltkriege, von denen die Eidgenossen verschont geblieben sind, und die nationalsozialistische Willkürherrschaft des „Dritten Reichs“ haben die Distanz zumindest nicht verringert.

Ein weiteres, nicht zu unterschätzendes Hemmnis bildete in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Wirtschaftsgemeinschaften, Deutschland als Mitglied der EWG, die Schweiz und Österreich als EFTA-Staaten. Die Älteren unter uns erinnern sich: Auf legalem Weg war es nicht möglich, Gemüse von der Reichenau in den Thurgau oder Lindauer Wein nach Vorarlberg zu bringen.

Auch heute ist die Grenze zwischen Deutschland und Österreich einer- und der Schweiz andererseits – trotz Schengen und zahlreicher Abkommen – eine „Außengrenze“. Wie ein Relikt aus ferner Zeit, durchaus an die ehemalige Zonengrenze erinnernd, wirkt denn auch die im Jahr 2000 an der Autobahngrenze zwischen Konstanz und Kreuzlingen in Dienst gestellten Zollabfertigungsanlagen.

Die Vorarlberger sind trotz der noch bis weit ins 20. Jahrhundert reichenden Alemannentümelei gute Österreicher. Das Land Baden-Württemberg fand trotz der heftigen Geburtswehen, die seine Gründung nach dem Zweiten Weltkrieg begleitet hatten, allmählich zu einer gemeinsamen Identität. „Schwäbelnde“ Lindauer deklarieren sich heute selbstverständlich als Bayern. Das kantonale wie das nationale Selbstbewusstsein der Schweizer steht ohnehin außer Frage. Liechtenstein – 1852 bis 1919 in Zollunion mit Österreich, seit 1923 mit der Schweiz – bewahrte nicht nur seine staatliche Souveränität, sondern pflegt darüber hinaus konsequent und erfolgreich seine Identität.

Die Wahrnehmungsräume der Nachbarn am See – und damit ihre Aktionsradien – unterscheiden sich deutlich. Der der Vorarlberger ist wohl der kleinste. Er reicht im Allgemeinen nur wenig über die Staatsgrenze, abseits des Sees beschränkt sich die Annäherung auf das Benutzen von Transitrouten und Flughäfen.

Kaum ein Vorarlberger besucht die Universität Konstanz, wenige nur die von St. Gallen oder Zürich, obwohl Innsbruck, Wien oder Graz wesentlich weiter entfernt sind. Von den annähernd 12.000 an der Universität Konstanz Inskribierten kommen aber auch nur 160 aus der Schweiz (nur unwesentlich mehr als aus der Volksrepublik China!) und gerade einmal 50 aus Österreich.

Grenzüberschreitende Arbeitsmigration ist hingegen alltägliche Realität. Fast 16.000 Vorarlberger pendeln täglich als Grenzgänger, davon 8.800 in die Schweiz, und 5.700 nach Liechtenstein.

Durch Kaufkraft- bzw. Preisgefälle, aber auch durch unterschiedliche Angebote gelenkte Einkaufsströme passieren die Grenzen, ebenso verschiedene Formen des regionalen Tourismus, unter denen der Wintersport – zumindest gemessen am Verkehrsaufkommen – die größte Zahl von Menschen bewegt. Einkäufer wie Ausflügler werden freilich in der Regel nur von der Wirtschaft uneingeschränkt positiv wahrgenommen. Mancherorts erreicht der durch sie verursachte Druck ein nur mehr schwer erträgliches Ausmaß.

Einfacher hat man es mit den Institutionen. Der Bodensee ist Mittelpunkt einer europäischen Region im Sinne der Charta der „Konferenz der Gemeinden und Regionen Europas“ des Europarates; es gibt eine kaum zu überblickende Fülle gemeinsamer Einrichtungen und Initiativen, bei weitem nicht nur jener, die sich auf beruflicher Grundlage treffen wollen oder müssen.

Einer 2015 durchgeführten Studie zufolge empfanden 49 Prozent der in Vorarlberg Befragten die Bodenseeregion als eine Art Einheit. Zehn Jahre zuvor war dieser Prozentsatz allerdings um mehr als zehn Prozent höher gewesen. Zudem begründet nur eine Minderheit dieses Zugehörigkeitsgefühl mit Mentalität, Sprache, Kultur oder

Geschichte, in wesentlich höherem Maß wurden landschaftliche Gegebenheiten sowie wirtschaftliche Gegebenheiten ins Treffen geführt.

Lassen Sie mich resümieren:

Ein Raum ohne Grenzen war die Bodenseeregion auch im fernen Mittelalter nie, bis ins 13. Jahrhundert allenfalls Zentrallandschaft einer größeren – wenn man so will – politischen Einheit, des Herzogtums Schwaben.

Diese war, als der eidgenössisch-habsburgische Antagonismus, Reformation und Konfessionalisierung, die frühneuzeitliche Kleinstaaterei und schließlich die Neuordnung Europas im 19. Jahrhundert teils alte Scheidelinien bestätigten, teils neue schufen, längst zerbrochen. Dennoch fanden die Menschen, soweit sie es für notwendig erachteten, zueinander.

Zwar existieren gefestigte grenzüberschreitende Kooperationen in großer Zahl. Man muss aber wohl zu Kenntnis nehmen, dass diese Kontakte weder die in langen historischen Prozessen entstandenen Grenzen – die politischen wie die in den Köpfen – tatsächlich abbauen noch die jeweiligen Wahrnehmungshorizonte entscheidend verändern konnten.

Wie schnell im Übrigen alles anders sein kann, zeigte sich vor gerade einmal drei Jahren, als ein doppelter Grenzzaun Konstanz von Kreuzlingen trennte, doppelt deswegen, damit sich die Menschen nicht küssen, ja nicht einmal die Hand geben sollten, und an der Leiblach, dem Vorarlberger Grenzfluss zum Landkreis Lindau, österreichische Soldaten mit Nachtsichtgeräten Kontakte unterbanden. Man vergisst derlei Auswüchse postmoderner Staatlichkeit leider allzu rasch.

Reduziert sich also die in Sonntagsreden oft beschworene Einheit der Bodenseeregion einerseits auf das Miteinander jener, die in Kommissionen, Verbänden und Vereinen jeder Art grenzüberschreitend kooperieren, und zum anderen auf den Ausflugs- und Einkaufstourismus?

Da es der Zeitgeist zum Tabu macht, Zugehörigkeiten anders als auf der Grundlage individueller Interessenslagen zu definieren, und Kultur sowie Mentalität, sofern es sich um deren europäische Ausprägungen handelt, als Konstrukte von Eliten zu gelten haben, mag dem wohl so sein.

Immerhin erlaubt mir dieser Zugang, Ihnen nun zum Abschluss ganz herzlich zu danken, zum einen für Ihr gemeinsames, grenzüberschreitendes Interesse, das sie hierher nach Hohenems geführt hat, und zum anderen für Ihre Geduld, mit Sie mir zugehört haben.